



## Friedrich Hölderlin 1770 - 1834

Liebe excoronierte Literaturklub-Freundinnen und –Freunde,

ex-coronare (lat.): aus einem Kreis ausschließen, eine Versammlung auflösen

als Lebenszeichen über isolierende Mauern hinweg diesmal eine Hommage für „unseren großen Landsmann“ Hölderlin, dessen Geburt sich heuer, wie Sie alle wissen, zum 250-sten Male jährt. Wie mir scheint, wird das Jubiläum des enthusiastischen Dichters ohne allzu großen Enthusiasmus durchgezogen, ja, es sind sogar überheblich-verächtliche Töne gegenüber dem „*Dichter in dürftiger Zeit*“, dem „*von Apoll Geschlagenen*“ zu hören.

Ein Beispiel? Die ZEIT-Edelfeder Ijoma Mangold beginnt ein Interview mit dem Hölderlin-Forscher Karl-Heinz Ott mit der Frage: „Unabhängig von seinem späteren Wahnsinn – Hölderlin hatte schon einen an der Waffel, oder?“ Und er beendet es gönnerhaft: „Und den einen oder anderen ganz hübschen Vers hat Hölderlin ja dann doch hinterlassen.“ (ZEIT Nr.13, 18.3.20)

Ist es die moderne Abneigung gegen das Pathos, die sich hier Bahn bricht? Oder der Unwille, sich auf die Schwierigkeiten einzulassen, vor die uns Hölderlins Werk oft stellt? Reagiert man politisch korrekt auf die Vereinnahmung des Dichters durch das Dritte Reich? Wie auch immer, ich lade Sie ein, sich einmal (für viele von Ihnen heißt das: wieder einmal) mit einem von Hölderlins bekanntesten Gedichten zu beschäftigen: „Hälfte des Lebens“.

Veröffentlicht wurde es 1804, geschrieben hat es Hölderlin wohl 1802, also mit 32 Jahren, nach der desaströsen Heimkehr von der Hauslehrertätigkeit in Bordeaux und nachdem er vom Tod der geliebten Diotima erfahren hatte. Den Turm am Neckar, in dem er dann bis zu seinem Tod lebte, hat der „umnachtete“ Dichter erst 1807 bezogen. Dennoch halte ich das Bild vom Hölderlinturm für eine ganz geeignete Beigabe.

## Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hängen  
Und voll mit wilden Rosen  
Das Land in den See,  
Ihr holden Schwäne,  
Und trunken von Küssen  
Tunkt ihr das Haupt  
Ins heilignüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn  
Es Winter ist, die Blumen, und wo  
Den Sonnenschein,  
Und Schatten der Erde?  
Die Mauern stehn  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen.

Ein Gedicht über Jahreszeiten, so gibt es sich zunächst. Dass (auch und vor allem) Altersstufen oder Lebensphasen gemeint sind, erweist die Überschrift. Im ersten Halbgedicht (ja, beide haben gleichermaßen sieben Zeilen, sind „Hälften“) spricht der Redende aus einer spätsommerlichen Landschaft heraus, die farbig ist, durch gelbe Früchte und, so assoziiert man, rote Blumen, belebt durch sagenumwobene Vögel. Gegensätze kommen zusammen: Das Land lässt sich in den See hinab. Die Schwäne werden vom Menschen vertraut angeredet, und sie tauchen Kopf und Hals aus dem oberen Bereich hinab ins Wasser. (Gründeln nennt man das prosaisch.) Und schließlich verbindet sich Trunkenheit – Liebestrunkenheit natürlich, die „holden“ Schwäne haben sich an Küssen berauscht – mit heiliger Nüchternheit. (Heilig sind sie beide, Hölderlin spricht anderswo vom „Heiligrunkenen“.) Und dann der Schock: „Weh mir!“

Schlagartig das Erschrecken vor der unweigerlich kommenden „Winter“-Zeit: Kein Reiz der Farbe mehr, Monotonie statt, wie zuvor, reicher Kontrast (deswegen muss auch der vermisste Schatten genannt werden), keine Bewegung, keine Beziehung mehr, nur Starre, Isolierung, Sprachlosigkeit – statt verbindender Rede ist allein das scharfe, metallische Geräusch der Wetterfahnen zu hören.

Dass dieser Umschlag (vom in die Umwelt eingebetteten Hochgefühl zur Existenzangst der Vereinzelung, wenn man so will) eine sogroße Wirkung auf uns ausübt, liegt nicht nur an dem, was gesagt wird, dem „Inhalt“, sondern ganz entscheidend auch daran, wie es gesagt wird, an der Gestalt des Gedichts. Vielleicht reicht Ihnen dieser pauschale Hinweis, vielleicht aber sind Sie offen für einige „technische“ Hinweise:

Während im ersten Teil die Versgrenzen ganz natürlich dem Satzbau folgen (Wie wollte man die Zeilen besser, selbstverständlicher absetzen?), zerhacken sich im zweiten Teil Verse und Sätze geradezu (wenn/..., wo/..., im Winde/...; Sätze enden mitten im Vers). Wenn vorher ein Strauß von vollen Vokalen die Vielfalt der Landschaft malt (mit einem Übergewicht u-haltiger Laute beim Tauchen nach unten, in den Grund), setzt der zweite Teil mit der blassen e-i-Kombination in Serie ein. (Am Ende des Gedichts gewinnt das i in Verbindung mit dem a-Laut an Schärfe). Statt des ruhigen, deutlichen Wechsels von betonten und unbetonten Silben im ersten Teil sperren sich im zweiten einige Wörter „leidenschaftlich“ gegen die Einordnung in den Versrhythmus („wèh mír ...“, „spràchlós“).

Am auffälligsten aber markiert den Umschlag in ein neues Lebensgefühl die Reihe von Wörtern, die mit w beginnen – nicht weniger als fünf in zwei kurzen Zeilen, das emphatische „weh“, das schlimme „Winter“, die klagenden Fragewörter. Ein Echo der Reihe bringt am Ende noch der kalte „Wind“.

Jedoch: auch das letzte Wort des „euphorischen“ ersten Teils beginnt schon mit diesem w - „Wasser“. Eine Inkonsequenz? Ich denke, man kann das Gedicht so lesen: Bei seinem miterlebenden Gestalten der Umgebung gelangt der Empfindsame zum bedeutungsvollen Eintauchen der Schwanenköpfe ins Wasser – dieses aber ist nicht nur nüchtern, sondern auch kalt, und diese Empfindung ist es, die die (hinter der Beseligung lauernde) schreckliche Vision von der frostigen Winterexistenz auslöst. Dass für diese Vision und die Klage darüber Wörter mit dem gleichen W-Anlaut zur Verfügung stehen, ist ein Geschenk der Muse.

Überhaupt: Dass unser Gedicht, das, wie wir durch ein erhaltenes Konzeptblatt wissen, aus verschiedenen Fragmenten zusammengewachsen ist, diese Gestalt erlangen konnte, lässt einen fast wieder an die Mitwirkung der Himmlischen glauben, die ihre Lieblinge küssend inspirieren.

Wenn Sie wenigstens einen Teil dieser Feststellungen und Deutungen nachvollziehen konnten, freut es mich. Aber wie immer im Literaturklub gilt: Jede(r) einzelne Lesende ist in seinem Urteil frei.

Dies also eine einleitende Huldigung für den großen Jubilar. Damit soll es aber nicht sein Bewenden haben. Wollen Sie zu unserem Gedicht noch selbst etwas anmerken? Wollen Sie unserem Kreis ein anderes Gedicht ans Herz legen, von Hölderlin oder nicht, mit oder ohne Kommentar? Schreiben Sie uns. Die nach Anregungen lechzende Gemeinde wird es Ihnen danken.

Dr. Gerhard Vogt, 23.4.20